HAMBURGER KUNSTHALLE

Gotteslästerin Phryne vor Gericht*: *Schlagende Beweismittel vorgelegt*

GESCHICHTE

Tatort ohne Kommissar

Ein Sachbuch stellt berühmte Kriminalfälle der Antike vor – von Neros Muttermord bis zur Lynchjustiz an der „letzten Philosophin“ des Altertums.

Im vierten Jahrhundert vor Christus erwarb eine zugereiste Kapernhändlerin im klassischen Athen dank ihrer Schönheit ungeheuren Reichtum. Sie arbeitete als Escort-Girl, betörte hohe Politiker und stand Modell für die besten Bildhauer der Stadt. Niemand, hieß es, könne ihren Reizen widerstehen.

Doch Phryne („Kröte“), wie die Frau teils aus Neid, teils wegen ihrer olivfarbenen Haut genannt wurde, übertrieb es. Eines Tages behauptete sie, so anmutig wie Aphrodite zu sein. Das war Gotteslästerung. Feinde zerrten sie auf den Areopag, einen 115 Meter hohen Felsen, auf dem das Blutgericht tagte. Dort aber legte die Dame schlagende Beweismittel vor. Sie entkleidete sich – und wurde freigesprochen.

Dass Phryne wirklich lebte, gilt als sicher. Das Justizverfahren gegen sie hält der Philologe Cornelius Hartz allerdings für eine Legende. „Einer Frau gewährte man im alten Griechenland keinen Zutritt zum Gericht, selbst wenn sie die Angeklagte war“, schreibt er in seinem Buch „Tatort Antike“**.

19 Kriminalfälle des Altertums werden in dem Werk auf ihren Wahrheitsgehalt hin untersucht, darunter Neros Schandtat: Er wollte seine Mutter durch ein fingiertes Schiffsunglück beseitigen. Als der Plan scheiterte, ließ er sie erstechen.

Auch die Geschehnisse um die „Haremsverschwörung“ begutachtet der Autor. Der Name steht für einen gescheiterten Staatsstreich gegen Pharao Ramses III., bei dem Dutzende Ränkeschmiede ihr Leben verloren. Anderen schnitt man Ohren und Nase ab.

„Seit es Menschen gibt, gibt es Verbrechen“, sagt Hartz. Eine Polizei als „investigative Kraft bei der Verbrechensbekämpfung und -aufklärung“ habe es im Altertum jedoch noch nicht gegeben. Keinen Kojak, keinen Derrick.

Auch die Strafformen wirken zum Teil seltsam. In Athen mussten zum Tode verurteilte Bürger selbst für ihre Beförderung ins Jenseits sorgen – mit einem Gifttrank. Sokrates, den man in der letzten Abstimmung mit 361 von 501 Stimmen für schuldig befunden hatte, die Jugend zu verderben, trank den Becher ohne Murren. Gefüllt war er mit dem Saft des Gefleckten Schierlings, dessen Wirkstoff Coniin das Rückenmark angreift. Der Philosoph erstarrte bei vollem Bewusstsein von den Beinen aufwärts, bis er erstickte.

Etwas besser erging es Ehebrechern, denen man rektal einen Rettich einführte und die Schamhaare wegschmorte. Die Römer wiederum bestraften Verwandtenmörder mit „Säckung“: Sie wurden mit Schlangen, Hunden oder anderem Getier in einen Beutel gestopft und ins Wasser geworfen.

Die wohl erniedrigendste Sühnetechnik ersannen die Perser. Sie steckten Rebellen bis zum Hals in ein wasserdichtes Fass und fütterten sie über Wochen hin. Am Ende schwammen die Delinquenten in einer Brühe aus Kot und Urin und vergoren bei lebendigem Leib.

Doch zur Vollstreckung kam es selten. Forensik, Spurensicherung und DNA-Tests waren noch unbekannt. Entsprechend leicht konnte man sich rausreden. Zudem galt der Grundsatz: „Nullo actore, nullus iudex“ (Wo kein Kläger, da kein Richter).

Zwar gab es in Athen die Gruppe der „Elfmänner“, die die Gefängnisse betreuten. In größeren Städten des Römischen Reichs sorgten spezielle Soldaten („vigiles“) für die Bestrafung von Brandstiftern, Räubern oder Hehlern. Schuldsprüche fielen meist nur, wenn die Spitzbuben auf frischer Tat ertappt worden waren.

So blühte das Verbrechen. Zeitweise trieben sich in Rom so viele Auftragsmör-

* Ölgemälde „Phryne vor den Richtern“ von Jean-Léon Gérôme, 1861.
** Cornelius Hartz: „Tatort Antike“. Verlag Philipp von Zabern, Darmstadt; 144 Seiten; 19,90 Euro.

der („Dolchmänner“) herum, dass der Senat eigens ein Gesetz gegen sie erließ. Von rund hundert römischen Kaisern starb kaum einer im Bett.

Commodus (bekannt aus Ridley Scotts Film „Gladiator“) erwischte es im Alter von 31 Jahren. Als junger Mann hatte er den Thron bestiegen und sich schnell als zügelloser Wirrkopf entpuppt. Einmal schoss er zum Spaß von der Tribüne eines Amphitheaters aus einhundert Bären mit einem Katapult tot.

Schließlich schüttete ihm eine Gespielin Gift in den Wein. Commodus verlor das Bewusstsein, erbrach sich dann jedoch und taumelte schon bald wieder halbfit durch den Palast. Erst ein mitverschworener Gladiator machte dem unwürdigen Drama ein Ende und erwürgte den Erlauchten. Bestraft wurden die Attentäter nie.

Selbst bei eindeutigen Regelverstößen kam es selten zu einer Verurteilung. Der Grund: Die Justiz von einst ließ sich durch Geld und Geschenke nur zu gern bei der Wahrheitsfindung beirren. „Die Bestechlichkeit der altrömischen Gerichte ist geradezu legendär“, so Cornelius Hartz.

Zwar statuierte bereits um 530 vor Christus der Perserkönig Kambyses II. ein brutales Exempel. Weil sein Justizchef Sisamnes Schmiergelder angenommen hatte, ließ er ihn töten und dessen Haut über den Richterstuhl spannen – als Mahnung an die Nachfolger.

Die Korruption stoppte er so jedoch nicht. Später, in Rom, ließen sich die Richter gern auch Jünglinge und Mädchen für private Sexspiele zuführen.

Derlei Verstöße gegen Anstand und Gesetz mit den Rohheiten heidnischen Lebens zu erklären greift zu kurz. Auch die Anhänger des Kreuzes waren nicht besser – wie der Lynchmord an Hypatia, der „letzten Philosophin“ des Altertums, um 415 nach Christus beweist.

Die Frau aus Alexandria, ein Ausbund neuplatonischer Gelehrsamkeit, unterrichtete Mathematik, sie nutzte astronomische Geräte und hielt Vorlesungen in Ontologie und Ethik. Den aufstrebenden Christen war sie ein Dorn im Auge. Die Kirche warf ihr „satanische Tücken“ vor. Schließlich überfiel der Mob die damals 60-Jährige.

Einige Quellen behaupten, Hypatia sei gesteinigt oder zu Tode geschleift worden. Dann wieder will man sie mit scharfen Keramiksplittern in Stücke geschnitten haben. So schrill die letzte Variante klingt, sie ist durchaus plausibel. Hartz zufolge war „die Häutung und Zerstückelung des Fleisches mit Tonscherben“ eine gängige juristische Praxis im Altertum.

Es war das Strafmaß für Zauberinnen und „überführte Hexen“.

Matthias Schulz

ALBERT FACELLY / POLARIS / LAIF

Gedächtnisforscher Kandel, Großhirnschnitt mit angefärbten Nervenzellen: *Die Vertreibung aus*

HIRNFORSCHUNG

Versöhnung mit der Heimat

Nobelpreisträger Eric Kandel bewundert die großen Künstler seiner Geburtsstadt Wien und entwirft die Vision einer neuen Wissenschaft, die das Rätsel der Kreativität entschlüsselt.

Der Garten, die Frauen, die Musik: Nie zuvor hatte sich der Bildhauer Auguste Rodin so tragisch und doch so selig gefühlt wie an diesem Nachmittag des Jahres 1902 im Salon von Berta Zuckerkandl. „Was ist das nur?“, fragte er den großen Wiener Maler Gustav Klimt, der neben ihm saß.

Der neigte sich zu Rodin hinüber und sagte nur ein Wort: „Österreich!“

Mit dieser Szene beginnt für den New Yorker Hirnforscher Eric Kandel die Erkundung seiner Heimatstadt Wien*. Es ist eine Exkursion, die ihn bis in die Tiefen der Seele, die Abgründe des Sex und die Geheimnisse der Schönheit führt. Hier, in der einstigen Hauptstadt des Habsburgerreichs, spürt Kandel einem der Umbrüche des abendländischen Denkens nach.

In den Wiener Salons der Jahrhundertwende trafen sich die Dichter, die Maler, die Philosophen, Architekten und Wissenschaftler, um nichts Geringeres zu tun, als ein neues Menschenbild zu entwerfen. Sie nahmen Abschied vom Ideal der Aufklärung: Unter der Oberfläche des vermeintlich rational handelnden Homo sapiens legten sie ein Instinkten gehorchendes Triebwesen frei.

Sigmund Freud wurde zum Inbegriff der Bewegung. Aber auch andere drangen ins Reich des Unbewussten vor: Den Schriftsteller Arthur Schnitzler etwa betrachtete Freud als „eine Art Doppelgänger“. „Ich glaube, im Grunde Ihres Wesens sind Sie ein psychologischer Tiefenforscher“, schrieb er ihm zu seinem 60. Geburtstag.

Vor allem aber fasziniert Kandel, dass die österreichischen Maler begannen, sich für die sexuellen Triebkräfte und die verdrängten Wünsche des Menschen zu interessieren: Gustav Klimt erkunde in seinen Zeichnungen in nie zuvor gewagter Freizügigkeit die Sphäre der weiblichen Wollust; Oskar Kokoschka verstehe seine Porträts als Seelenbilder, in denen er Schichten der Persönlichkeit freilegen wollte, die dem bloßen Auge verborgen bleiben; und Egon Schiele offenbare sich in seinen Selbstporträts in Posen äußerster Verzweiflung.

Kandel schildert Wien als Brutstätte künstlerischer Kreativität, als geistige Metropole, als Kreißsaal moderner wissenschaftlicher Ideen – und zeichnet damit ein bemerkenswert wohlwollendes Bild einer Stadt, mit der ihn eine lebenslange Hassliebe verbindet.

Denn tief in seiner eigenen Seele vergraben ist die Erinnerung an jenen Herbst des Jahres 1938, in dem ihm seine Eltern das blauglänzende batteriegetriebene

* Eric Kandel: „Das Zeitalter der Erkenntnis – Die Erforschung des Unbewussten in Kunst, Geist und Gehirn von der Wiener Moderne bis heute“. Siedler Verlag, München; 692 Seiten; 39,99 Euro.